

Vortrag

St. Anna Forum

24. Juni 2019

Die Form als Stütze meines gebrochenen Glaubens

Fulbert Steffensky

Zu glauben war nie leicht. Wer die offenen Augen und den hellen Verstand nicht verloren hat, weiss, dass es nicht selbstverständlich ist, an Gott und an die Güte des Lebens zu glauben. Wer versteht nicht den Satz von Dr. Rieux aus Camus' *Pest*, den er gegen den Jesuitenpater Paneloux wendet? „Ich werde mich bis in den Tod hineinweigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.“

Diese Untröstlichkeit von Dr. Rieux ist die Würde des ernsthaften Atheisten. Er kommt nicht darüber hinweg, was dem Leben angetan wurde. Er ist fähig, das Augenlicht der Blinden zu vermessen, den aufrechten Gang der Lahmen und die Sprache der Verstummen. Er lässt sich nicht trösten über allem, was dem Leben angetan wurde, und er weigert sich ein Ganzes zu nennen. An Gott glauben, heißt auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermessen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben. Wo bleibt denn euer Gott? ist die Frage, auf der der Atheismus besteht, es ist auch die Frage der Psalmen. Mit dieser Frage auf den Lippen tragen auch die Glaubenden einen Schatten des Atheismus im Herzen.

Heute, in säkularen Zeiten, sind wir noch auf eine ganz andere Weise atheismusfähig geworden. In meiner Kindheit noch waren fast alle religiös. Religion hatte eine selbstverständliche Praxis. Es gab meistens nur einen religiösen Entwurf, auf den man stiess, und Religion war eine

öffentliche Angelegenheit. Man lebte unter dem Dach „abgeschlossener Weltstrukturen“ (Charles Taylor), geknechtet von ihnen und getröstet von ihnen. Diese Selbstverständlichkeiten sind zerbrochen, und der grosse Zweifel ist möglich. So brauche ich Zeugen für meinen hinkenden Glauben. Die Tradition ist das Zeugnis meiner toten Geschwister. Sie entlastet mich von meiner puren Existenzialität. Leon Wieseltier, der amerikanische Journalist und säkulare Jude, spricht nach dem Tod seines Vaters 11 Monate das Kaddisch, das jüdische Trauergebet und findet darüber zur seiner Tradition zurück. Er schreibt in seinem Buch *Kaddisch*:

Ich bin Zeuge. ... Er (der tote Vater) lehrte mich, hier zu sein, und hier bin ich. Es sind die Toten, die für das Kaddisch für die Toten verantwortlich sind. Wenn ich der Zeuge bin, dann brauche ich nicht eloquent zu sein. Was für eine Entlastung!

Welche Entlastung! Ich muss nicht eloquent sein. Ich muss nicht einsamer Autor meines Glaubens sein. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich das Glaubensbekenntnis spreche, die Psalmen bete, die Lieder von Paul Gerhardt singe und in den Kirchen sitze, die sie gebaut haben. Meine eigene Authentizität reicht für meinen Glauben nicht, er ist zu schwer. Leicht ist er nur, wenn ich die Augen schließe vor den Abgründen des Lebens. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich ihre Sprache spreche und ihre Gesten wiederhole. Die Toten bezeugen meinen Glauben. Ich werde lebendig, indem ich in den Trost ihrer Texte schlüpfe. Nichts geht ohne mein Herz, das ist wahr, aber nichts geht allein mit dem eigenen Herzen. Nur wer glaubt, er müsse alles sein, verzweifelt an der Halbheit seines eigenen Glaubens und seiner Gebete. Das heisst in einer Tradition stehen, den Toten und den lebenden Geschwistern den Glauben von den Lippen zu lesen. Wir sind nicht nur auf unsere eigene Stärke angewiesen. Die Erinnerung bildet unsere Seele. Wir lernen unser Gewissen, und wir lernen wünschen, selber gut zum Leben zu sein. Die Toten wärmen uns mit den Mänteln ihrer Geschichten.

Eine Herkunft haben, heißt, dass man nicht an sich selber verhungern muss. Vor sechs Jahren ist der französische Essayist und Politiker Stefan

Hessel gestorben, ein grosser alter Mann des Widerstands zu jeder seiner Zeiten. Wenige Jahre vor seinem Tod hat er das kleine Buch mit dem Titel „Empört euch!“ geschrieben. Ein deutscher Journalist hat ihn gefragt, wie er im hohen Alter trotz aller Niederlagen die Hoffnung behalte. Er antwortete: „Sucht euch Zeugen des Lebens und der Schönheit! Hört Mozart, lest Hölderlin und Kant!“ In einem Fernsehfilm ist er zu sehen, wie er in einer ratternden Strassenbahn sitzt und ein Hölderlingedicht zitiert. „Bei so viel Schönheit kann man die Hoffnung nicht verlieren.“ sagt er. Auch Stefan Hessel hoffte mit der Hoffnung seiner Toten. So sind wir nicht allein in einer Welt, in der die Hoffnung ein knappes Gut ist.

Mir kommt es nicht allein darauf an, die Inhalte der Tradition für wahr und richtig zu halten. Wichtiger ist, ihre Schönheit zu lernen, die Schönheit der Bergpredigt, die Aufsässigkeit der Psalmen, der Charme der Musik und der Lieder. Die Schönheit einer Bach-Motette heilt. Sie lehrt uns lächeln - wer täte es nicht bei dem „Tobe Welt und springe“ aus seiner Motette „Jesu, meine Freude“? Sie lehrt uns weinen wie das "Wenn ich einmal sollt scheiden". Sie lehrt uns Zartheit wie jenes weihnachtliche "Brich an, du schönes Morgenlicht". Die Schönheit und die Gnade sind leibliche Geschwister, und sie begegnen uns am dichtesten in den Liedern und in der Musik, sie sind die Muttersprache des Glaubens. "Schönheit ist das einzige Überredungsmittel" heisst es bei Thornton Wilder. Und in einem Gedicht aus Cuba:

Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,

Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

Wenn ich mich zur christlichen Tradition bekenne, bin ich Erbe. Ein Erbe schlägt man nicht leichtfertig aus, man muss es allerdings deuten und es sich über den Wortlaut hindurch aneignen. Warum brauche ich dieses Erbe? Worin erbaut und tröstet es mich, und warum kann ich nicht ohne diese Erbschaft leben?

Ich bin nicht der Erste, der zu hoffen und zu glauben, zu denken und zu handeln versucht. In meinen eigenen Anfang sind hineingewoben die

Sprache und die Bilder, die Niederlagen und das Gelingen, die Seufzer und der Jubel von vielen Generationen. Ich bin Erbe des Lebens meiner Toten. Das heisst in einer Tradition stehen.

„*Ich platze vor Abstammung.*“ ist ein Satz aus dem Buch von Leon Wieseltier. Er, der Freigeist, stösst auf den Trost seiner Tradition. Ich, der ich ein gebrannter Heutiger bin, frage nach dem Trost meiner Tradition. Für meine Generation war Tradition lange ein verfehmtes Wort. Wir haben gegen das Diktat unserer Herkunft gekämpft. Gegen sie haben wir mit Schmerzen uns selbst erobert, das eigene Denken, die eigene Entscheidung, das eigene Glück. Wir haben gefragt: wie werden wir wir selbst, frei vom Bann unserer Herkunft? Wir haben es religiös, gesellschaftlich und politisch gefragt. Wer Väter und Mütter hat, kommt nicht darum herum, sich von ihnen zu befreien. Wir sind nicht am Ende dieser Arbeit, aber die Abwendung von unserer Herkunft ist nicht mehr die Hauptarbeit. Wir fragen in geistig kargen Zeiten: Mit wem können wir uns verbünden, von wem können wir lernen und was kann uns trösten? Es genügt nicht Autoren unserer selbst zu sein. Darum fangen wir an, die Toten und ihre Weisheit neu zu suchen. Dabei stossen wir zunächst auf die Fremdheit der alten Texte und ihrer Weltsicht. Die Fremdheit ist das erste Geschenk der Tradition. Ihre Fremdheit ist meine Freiheit. Meine Sprache und meine religiösen Bilder sind es nicht, die ich in der Tradition finde. Ich brauche die Fremdheit und die Geschichten aus der Fremde um mich selbst zu verstehen. Ich weiss nicht, wer ich bin, wenn ich mir nur selbst begegne, mich nur selbst bespiegle und in meinem Ich versiegelt bin. Ich lerne an den fremden Texten mein eigenes Gesicht. Eine Tradition kennen und sie lieben, heisst vor ihr Rechenschaft ablegen über sich selbst. Es ist eine Form der Freiheit, mehr zur Kenntnis zu nehmen als sich selbst.

Lebensrettende Formen: Unentbehrlich für den wankenden Glauben sind also die fremden Stimmen. Die zweite Notwendigkeit: Die Inszenierung des Glaubens in Gesten, Ritualen, Rhythmen und Sitten. Ich beginne mit Beispielen. Anfang der 70er Jahre war ich in einem evangelischen Predigerseminar länger zu Gast. Die abendliche Vesper war bis dahin eine selbstverständliche Einrichtung, eine unbefragte Sitte. Sie lief nach einer festen Liturgie ab: Lied – Psalm – biblischer Text – Gebet - Lied.

Dann aber wankte diese Institution. Die Regelmässigkeit dieser Einrichtung und ihres Verlaufs ging den Vikarinnen und Vikaren auf die Nerven, sie vermissten in den Gebeten den Bezug zur realen Welt und ihren Schmerzen. Sie fanden sich in den Texten nicht wieder, und sie waren gelangweilt. Sie wollten die Vesper nicht abschaffen, sie wollten sie interessant und lebensnah machen. Sie gaben den ritualisierten Ablauf auf und versuchten, jeden Abend eine kreative, spontan auf die Tagesereignisse bezogene Veranstaltung.

Dies ist ein Beispiel einer ungekonnten Freiheit aus jenen Jahren und eines notwendigen Aufstands gegen die verhängten religiösen Welten, unter denen viele litten. Auch die Freiheit muss man lernen. Es war den jungen Leuten schwergemacht, Subjekte ihrer eigenen religiösen Äusserung zu sein. Sie wollten nicht Marionetten ihrer religiösen Tradition sein, sondern authentisch in Sprache und Expression. Sie haben ihre Traditionen nicht abgelegt, aber sie wollten ihre eigene Sprache sprechen. Das war ihr Recht. Wer genau lebt, denkt, und sich religiös ausdrückt, wie es seine Väter und Mütter getan haben, lebt nicht im Geist dieser Tradition. So gehören Bruch, Befragung, Verwandlung oder gar Aufkündigung der alten religiösen Inszenierungen und ihre Verwandlung zum Kern eines lebendigen Lebens. Natürlich war das Aufbegehren der jungen Leute holprig und oft unbedacht. Aber wer neue Wahrheiten wagt, kommt ohne Irrtümer nicht aus. Wer Irrtümer nicht in Kauf nimmt, ist nicht wahrheitsfähig.

Was würde ich diesen jungen Spontis sagen? Ich würde zunächst ihren Freiheitsdurst loben, sie aber warnen vor der Mühsal der Selbsterschaffung. Der Glaube ist leichter, wenn er sich nicht dauernd selbst beweisen muss – durch die eigenen Formen, die eigene Sprache und das selbsterfundene Ritual. Ich muss nicht Autor meiner selbst sein, wenn ich die Freiheit habe, Autor meiner selbst zu sein. Um die Freiheit der eigenen Autorenschaft haben die 68er gekämpft. Vielleicht konnten sie den Trost noch nicht annehmen, nicht nur sie selbst zu sein, sondern sich in Formen und Sitten zu bergen, die sie nicht selbst ersonnen haben. Die Wahrheit und die Einsicht gehen eben langsame Wege. Die Reformer von damals wollten in ihren kulturellen und religiösen Äusserungen zuhause sein. Natürlich muss man an sie eine Frage

stellen: Warum wollt ihr unbedingt nur zuhause sein in euren eigenen Gebetsformen, Gottesdiensten und Ideen? Es ist doch ein Reichtum, auch Gast sein zu können in der Fremde der Formen und Gedanken der Tradition, der Reichtum und die Freiheit, nicht ganz dazuzugehören. Wer sich selber nur Heimat ist, dem ist die Heimat ein Kerker. (Ich möchte aber die Reformatoren der 60er Jahre mit ihrer Forderung, Autoren im eigenen Glauben zu sein, unterscheiden von den rasenden Subjektivisten, die ihnen auf dem Fuss folgten und die nichts anderes billigten als sich selbst.)

Wo man in religiösen Feiern die Formen und Einrichtungen grundsätzlich gering schätzt, da geraten die liturgischen Ereignisse unter Subjektivitätszwang. Die agendarischen Vorlagen verlieren ihr Gewicht, liturgische Grundgesten der Gottesdienste (Abendmahlsworte, Segen etc.) werden umformuliert, weggelassen oder frei formuliert. Solche Gottesdienste sind zunächst eine Überbürdung der liturgischen Personen. Wo das liturgische Schema, der absehbare Ablauf, die geprägte Sprache und die liturgischen Sitten nur noch eine geringe Rolle spielen, da verlangt jeder Gottesdienst eine umfangreiche Vorbereitung. Neue Gebete werden formuliert und neue Abläufe müssen ersonnen werden. Man kann sich in nichts fallen lassen und auf nichts berufen und ist ständig gezwungen, Autor zu sein. Das ist ein Nachteil für die geistliche Konstitution der Pfarrer und Pfarrerrinnen. Sie sind bei ihren liturgischen Handlungen ständig ihre eigenen Zeremonienmeister. Der Zeremoniar kann nicht fromm sein, weil er seinen eigenen Handlungen immer voraus sein muss. Nichts geht von selbst, sozusagen geborgen in der Automatik der vorgegebenen Abläufe. Man ist sich selbst und den liturgischen Verläufen immer einen Schritt voraus, und es ist schwer, im Augenblick geistig anwesend zu sein.

Dieser Subjektivitätszwang ist aber auch zu viel für die feiernde und betende Gemeinde. Sie muss immer wach, aktiv und aufmerksam sein. Gewohnte Abläufe dämpfen die Bewusstheit. Diese ist zwar die Signatur des freien Subjekts, aber es gibt Situationen, in denen man sich und seine Welt in der gläsernen Selbstbewusstheit verlieren kann. Es muss Orte geben, an denen man nicht überwacht ist und sich selber nicht zuschaut. In allen Momenten personaler Intensität ist man am meisten

anwesend, wenn man sich vergisst. Ich darf nicht zuschauen, wenn ich jemanden küsse. Ich darf mir nicht zuschauen, wenn ich bete oder einen Sonnenuntergang betrachte. Es gibt Situationen, in denen die Selbstbewusstheit nicht intensiviert, sondern zerstört. Die gefügte Form, die Formel, das Ritual retten vor der Überbewusstheit, sie wiegen uns ein in den Geist der Sache. Wenn der Pfarrer und die Pfarrerrinnen jeden Sonntag mit einer frischen Segensformel kommt; wenn er die Formel durch seine eigene elaborierte Sprache ersetzt, dann kommt jene produktive Bewusstlosigkeit nicht zustande. Dann muss die Gemeinde zu gespannt, zu aufmerksam und zu aktiv sein, und so geht die Kraft der Passivität verloren.

Warum ist die Formel wichtig? Die Formel negiert und erübrigt den Verstand und den Glauben des Subjekts nicht, aber sie übersteigt ihn. Die Formel wie der aaronitische Segen, der den Gottesdienst beschliesst, ist nicht meine ausschließliche Sprache, sie ist Kirchensprache, d.h. sie ist die Sprache aller toten und lebenden Geschwister. Ihr Glaube trägt sie, nicht der kümmerliche Glaube eines einzelnen Subjekts. Sich in die Formel flüchten heißt, sich und der eigenen Kargheit entkommen. Wer eine Formel hat, wird mehr als er werden kann. Natürlich kann dies nur gesagt werden, wenn man die eigene Sprache erobert hat und wenn man gelernt hat, Formeln zu zerbrechen. Es muss Stellen im Leben geben, an denen man von sich selber entlastet ist. Es muss Stellen geben, an denen man der eigenen Innerlichkeit müde sein und sich flüchten darf in die Gnade des Allgemeinen.

Und noch ein Lob der Formel: sie erlaubt mir das halbe Herz, wo das ganze noch nicht zu haben ist. Eine der wärmsten Erinnerungen aus meiner Kindheit ist ein Segensgestus meiner Mutter. Wenn wir morgens zur Schule gingen, hat sie uns ein Kreuzzeichen auf die Stirn gemacht, nicht mit großer Ergriffenheit, eher beiläufig, wie sie uns die Brote für die Schule mitgab. Aber ganz beiläufig gab sie uns die Brote nicht. Sie machte uns das Kreuzzeichen mit halbem Herzen, mit halber Aufmerksamkeit, mit halber Intensität. Das halbe Herz aber heißt nicht Halbherzigkeit. Was man regelmäßig und oft tut, tut man nicht jedes Mal in existentieller Ergriffenheit, man tut es mit halber Ganzheit. Wenn aber eines von uns Kindern krank war oder für lange aus dem Haus ging und

unsere Mutter segnete uns, dann war sie eine wirkliche Künstlerin, und ihr ganzes Herz lag in ihrer Geste. Dies aber konnte sie nur, weil sie lange die große Geste geübt hatte. Ihre tägliche Geste war ein Mittelding zwischen Übung und Ernstfall. Der Ernstfall aber kann nur bewältigt werden, wenn man lange geübt hat. Man kann sich, seine Gesten und seine Sprache im Ernstfall nicht erfinden, wie man nicht schwimmen lernen kann, wenn man am Ertrinken ist. Die meisten religiösen Gesten, die man täglich oder doch regelmäßig versucht, gelingen uns nur halb –der Psalm, den man täglich betet, die Losungen, die man am Morgen liest; das Tischgebet oder der regelmäßige Gottesdienst. Man singt, betet, und bekreuzigt sich mit halber Intensität. Man muss es lernen, mit dieser Halbheit einverstanden zu sein. Nur so gelingt die Ganzheit, die man in den Stunden der Not und des Glücks braucht.

Ich erinnere mich daran, wie in unserer Familie das Tischgebet für einige Zeit zum Erliegen kam. Als unserer Kinder älter und aufmüpfiger wurden, fingen sie an, unser Tischgebet zu kritisieren. „Ihr betet immer das Gleiche!“, sagten sie. „Denkt ihr euch eigentlich etwas dabei?“ Und sie beschlossen das Tischgebet selber in die Hand zu nehmen. Vor der dünnsten Suppe gab es die reichhaltigsten Gebete frisch aus der Hausbäckerei. Dies aber konnte niemand durchhalten, und so ermatteten wir an unserer eigenen Ernsthaftigkeit. Man muss die eigenen religiösen Versuche auch mit Humor betrachten können. Man muss es lernen, das eigene halbe Herz auszuhalten, wenn das ganze noch nicht zu haben ist.

Es gibt ein bürgerlich-protestantisches Missverständnis, nämlich die Annahme, alles Lernen sei intellektuelles Lernen und alle Lebensfortschritte geschähen allein durch Sprache und Bewusstheit. Das hat unsere Gottesdienste so verkopft gemacht, und wir haben Kirchen gebaut, die vor allem Lehrhäuser waren. Diese Annahme hat die Predigt so übermäßig bedeutungsvoll und die Gebete wortreich werden lassen. Das hat die Gottesdienste so pfarrerdominiert gemacht. Sie waren ja in den Gottesdiensten die Herren der Wörter. Wir hatten vergessen, dass Gottesdienste nicht nur Lernorte sind, und wir haben vergessen, dass Lernen nicht nur über Sprache und Argumente geht. Den Glauben

lernen wir nicht nur über Lehren und Worte, wir lernen ihn auch über Aufführungen, über Inszenierungen und Darstellungen. Dies gilt übrigens nicht nur für Kinder, die noch wenig der Worte und der Argumente fähig sind. Es gilt ebenso für Erwachsene. Das soll keine Diskreditierung der Sprache sein. Die ungedeutete Inszenierung, jede Verachtung des Wortes könnte zu einem schwammigen und individualistischen Glauben verkommen. Ich spreche nicht gegen das Wort und die werthafte Verkündigung. Ich spreche gegen die Ausschliesslichkeit der Sprache und ihre ungebührliche Vorrangstellung in unseren Gottesdiensten und im geistlichen Leben.

Natürlich möchte ich Herz, Gewissen nicht diskreditieren als die Stätten menschlicher Entscheidung. Aber nicht nur was von innen kommt verunreinigt den Menschen oder erbaut ihn; auch was von außen kommt erbaut oder trübt ihn. Der Mensch spielt sich nicht nur in seinem Inneren ab. Er ist auch Leib, und seine Seele tritt als Form, Figur und Geste nach außen. Sie spielt sich außen ab. Äußerlichkeit werfen idealistische Protestanten oft den Katholiken vor, und sie verkennen, dass das Äußere die gestaltete Seele ist. Wir glauben, beten und hoffen nicht nur mit unseren Herzen. Wir glauben auch mit unseren Lippen. Und manchmal ist der Glaube der Lippen stärker als der Glaube des Herzens. Gottseidank sind wir nicht nur Herz. Wir sind auch Lippen. Wir glauben, indem wir uns bezeichnen. Wir glauben, indem wir einen Ort aufsuchen, der verschieden ist von allen anderen Orten. Wir lesen den Glauben vom gestalteten Raum in unser Herz hinein – vom Altar, von den Bögen, von den bezeichneten Schwellen, von den Fenstern, vom Kreuz und von der Ikonostase. Wir brauchen uns nicht in der Kargheit unserer eigenen inneren Existenz zu erschöpfen. Bürgerlich-protestantische Traditionen verlegen alles Wesentliche des Menschen in sein Inneres, in sein Herz, in sein Gewissen, in seine Seele, eben in die Verborgenheit. Alles Äußere steht unter dem Verdacht, Äußerlichkeit zu sein, Unwesentliches oder gar Abfall und Verderben. Jede äußere Religiosität steht unter dem Verdacht, Verrat an der Innerlichkeit zu sein.

Es geht nicht darum, sich selber wieder los zu werden, das eigene Gewissen, die eigene Sprache und das eigene Herz zu verlieren an bannende Orte, Zeiten, Institutionen und heilige Mechanismen. Es geht

nicht darum, weniger zu werden, als man ist. Es geht darum mehr zu werden, als man von sich aus sein kann. Und so sucht man sich verbündete für die Seele: die „Äußerlichkeiten“ der Räume, der Rhythmen, der Bauten, der Formeln, der Gesten und Rituale. Es ist eine Flucht in die Fremde, die uns mehr werden lässt, als wir sind, nicht weniger. Man baut sich von außen nach innen. Ich nenne ein Beispiel für einen bezeichneten Ort, der an unserer Innerlichkeit baut. In der Nähe unseres Institutes in Hamburg stand die alte Synagoge. Sie wurde 1938 zerstört und dem Erdboden gleich gemacht, als ich nach Hamburg kam, war dieser Ort ein Parkplatz, und ich wusste nicht, was an dieser Stelle Menschen gelitten und gehofft hatten. Vor etwa 20 Jahren wurde der Grundriss der Synagoge als Mosaik in den Boden eingelassen. Ich ging während meiner Dienstzeit fast täglich hier vorbei, und fast täglich redete dieser Ort zu mir. Er baut an meiner Innerlichkeit und an meinem Gedächtnis. Ich war nicht mehr allein angewiesen auf die Kraft meines Herzens. Die bezeichnete Stelle baute an meinem Herzen.

Die Inszenierungen des Ungeistes: Der Geist will Form werden, der Ungeist auch. Die Zeiten grossartigster Inszenierungen und Formen sind meistens Situationen des Verrates des Geistes. Ich denke an die Nazizeit, an die Uniformen, Orden, Musiken, Aufmärsche, Lichtdome, Reichsparteitage, die vermusikalisierte Sprache, den Totenkult. Die Nazis haben früh erkannt, dass ihre Idee verblasst, wo sie das Licht der Öffentlichkeit scheut und reiner Gedanke bleibt. Eine Idee wird in ihrer Inszenierung nicht nur dargestellt, sie wird hergestellt, indem sie aufgeführt wird. Nur relativ wenige Menschen während der Nazizeit in Deutschland kannten die Systematik des nationalsozialistischen Ideenwerks genau. Überzeugt wurden sie nicht durch die Idee, sondern durch die Aufführung der Idee. Der Glaube wurde geschaffen durch seine Inszenierung. Die Szene erschuf den (Un)Geist. Es gilt – im Guten wie im Bösen – das Gesetz: Es gibt keine Präsenz ohne Präsentation. Man wird auch der, als der man sich zeigt und inszeniert.

Darum braucht man zwei Künste: die Kunst Bilder und Inszenierungen zu entwerfen, und die Kunst, Bilder zu stürzen. „Das Bild lehrt lügen“ sagt der Prophet Habakuk. Zeiten der Aufklärung und Zeiten religiöser Intensität sind bilderstürmerisch, ruinieren und desakralisieren

Landschaften, die als heilig und unantastbar gelten. Ich denke an die Propheten, an die Zeit Jesu, an die verschiedenen Reformationen und nicht zuletzt an den Bildersturm der Achtundsechziger. Es gibt historische Stunden, in denen der Fortschritt der Wahrheit nicht ohne Ruin des Alten möglich ist. Das lehrt uns das Bilderverbot, das uns durch die jüdische Tradition überliefert ist. Ich frage bei allen überlieferten Formen, Ritualen, Inszenierungen und Bräuchen: Sind dabei Denken und Lachen erlaubt? Denken: Erlauben die Formen, geprüft zu werden durch den kritischen Verstand oder sind sie selbst über alle Prüfungen erhaben. Lachen: sind die Formen martialisch ernst, oder enthalten sie Elemente des Spiels lassen sie z.B. Veränderungen zu. Bei den Nazi-Inszenierungen durfte man weder denken noch lachen, bei manchen kirchlichen Inszenierungen ebenfalls nicht.

Keine Hoffnung ohne Bilder, aber es gibt auch keine Lüge, die ungebildet daherkäme. Ich lese einige Zeile aus dem großen Lied gegen die Verführung, das wir im AT finden:

Macht euch kein Bildnis!

Hebe deine Augen nicht auf zum Himmel,

dass du die Sonne siehst, den Mond und die Sterne!

Lass dich nicht verführen, sie anzubeten und ihnen zu dienen.

Es ist ein großer Freiheitstext der Weltgeschichte. Wir brauchen ihn heute, in der Zeit der Übermacht der Bilder. Es könnte sich ein Menschentyp herausbilden, der nicht mehr auf Argumente hören kann und der nur noch durch Bilder und Inszenierungen zu gewinnen und zu überzeugen ist. Darum das Lob der Kargheit und das Misstrauen gegen die Augenschönheiten.